

Haushalt Die finnische Autorin Maria Antas schreibt ein pfiffiges Buch über das Putzen

Ein bisschen Dreck ist gesund

Maria Antas: Wisch und weg. Ein Buch über das Putzen. Insel, Berlin 2015. 171 Seiten, Fr. 27.90.

Von Berthold Merkle

Ein Buch über das Putzen. Auch das noch! Doch das Thema ist nicht trist und öde, sondern unterhaltsam, spannend und richtig lustig – wenn es von einer pfiffigen Autorin wie Maria Antas aufgewirbelt wird.

Die finnische Schriftstellerin ist 50-jährig, kann sich also noch daran erinnern, wie früher geputzt wurde. Als beim wöchentlichen Grossputz die Böden gescheuert («Meine Güte, was mussten wir Frauen im Laufe der Zeit knien und buckeln») und die Teppiche geklopft wur-



den. Bei der Autorin haben diese Kindheitserlebnisse aber offensichtlich kein Trauma verursacht. Noch immer hat sie Spass am Putzen: Sie unterwirft sich dem Ritual, blickt hinterher zufrieden auf die geleistete Arbeit und freut sich über den frischen Duft, die glänzenden Fliesen und die knisternde Bettwäsche.

Derart versiert in der Praxis, liegt es für Maria Antas nahe, auch die theoretische Seite dieses rätselhaften Tuns zu erforschen. In Skandinavien gibt es dazu reich gefüllte Archive mit Untersuchungen über das Putzen zu allen Zeiten. So erzählt sie beiläufig eine reiche Kulturgeschichte, die mit Lappen und Scheuerpulver auch den gesellschaftlichen Wandel freilegt. Von den Vertreterinnen der «Martha-Bewegung», die vor 100 Jahren den Frauen die Hygiene beibrachten, zu

Meister Proper und seinen Kollegen. Die psychologisch unterwanderten Werbespots schafften, was die guten alten Volksaufklärerinnen nicht konnten: Angst machen vor Schmutz, den man gar nicht sieht. Die Bakterien sorgten dafür, dass die Frau plötzlich um das Leben ihrer Familie putzen musste. Für Antas eine zutiefst schockierende Entwicklung. Denn der Putzwahn wird so krankhaft. Vielleicht, vermutet sie, hat auch «die kurze Blütezeit des Teppichbodens» mit der vermeintlichen Bedrohung durch unsichtbare Bakterien zu tun.

Die Autorin lässt sich aber nicht beirren: «Ein bisschen Schmutz ist ganz einfach gesund.» Mit dieser Erkenntnis ist das wunderbare Buch geworden, was gutes Putzen sein soll: gründlich recherchiert, sauber geschrieben, glänzend. ●

Afghanistan Eine junge deutsche Reporterin zieht es an den Hindukusch

Den Krieg mit eigenen Augen sehen

Ronja von Wurmb-Seibel: Ausgerechnet Kabul. 13 Geschichten vom Leben im Krieg. DVA, München 2015. 256 Seiten, Fr. 27.90, E-Book 17.90.

Von Victor Merten

Nach Afghanistan zu ziehen, um von dort zu berichten, ist eine gehörig verrückte Idee. Ronja von Wurmb-Seibel hat dies trotzdem getan. Die junge Journalistin kommt auf einer Reportage erstmals mit dem Land in Berührung, in das die USA nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 einmarschierten. Danach kann sie nicht mehr loslassen und reist zurück. Sie will hinter die Nachrichten vom Krieg der Regierung und ihrer

Verbündeten gegen die radikal-islamischen Taliban blicken. Sie will wissen, was die 2014 abgezogenen Nato-Truppen den Afghanen gebracht haben.

Gut ein Jahr hat von Wurmb-Seibel an etlichen Orten im Land verbracht. Darüber schrieb sie vor allem für «Die Zeit» und machte Dokumentarfilme. Und sie verfasste den vorliegenden Erlebnisbericht. In lockerer, mitunter gar flapsiger Sprache schildert die Reporterin ihre Erlebnisse und Eindrücke. Dabei erweist sie sich als gute Beobachterin, die zu erzählen weiss. Sie lernt das einheimische Dari verstehen und sprechen und geht zu den Leuten. Dazu gehören Kinder und Jugendliche, Frauen und Männer, afghanische und ausländische Soldaten, Diplomaten, Entwicklungshelfer und Ge-



schaftsleute, Minenräumer und Wächter, Daheimgebliebene und Rückkehrer. Einige von ihnen werden Freunde.

Auch ohne Anschläge oder Kämpfe miterlebt zu haben und trotz ihrer Sonderstellung als Gast, bekommt die mutige Frau eine Ahnung, was es heisst, im Krieg zu leben. Von der Nachhaltigkeit des ausländischen Truppeneinsatzes ist sie heute wenig überzeugt. Nach dem Rückzug der sowjetischen Besatzer 1989 und dem nachfolgenden Bürgerkrieg hat Afghanistan nun den Abzug der Nato hinter sich. Die Befürchtung, der Krieg werde wieder aufflammen, hat sich zum Glück nicht erfüllt. Doch ein Ende der Gewalt ist auch nicht in Sicht. Nach nichts aber sehnen sich die schwer gezeichneten Afghanen mehr. ●

Homosexualität Lebensgeschichten lesbischer Frauen in der Schweiz von 1940 bis heute

«Ich glaubte, ich sei nicht ganz normal»

Corinne Ruffli: Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert. Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen. Hier und Jetzt, Baden 2015. 256 Seiten, Fr. 39.90, E-Book 27.90.

Von Gordana Mijuk

Heute gehen sie Händchen haltend durch die Strassen, küssen sich an der Seepromenade und gründen Familien: Lesbische Frauen in der Schweiz sind Teil der Gesellschaft, sichtbarer und selbstbewusster als je zuvor.

Noch vor wenigen Jahrzehnten, war dies anders. In der Schweiz der fünfziger und sechziger Jahre waren Frauen Gattinnen, Mütter, Hausfrauen. Frauenlie-



bende Frauen existierten nicht – offiziell. Wie sie damals lebten, fühlten, ob es ihnen gelang, aus dem kleinbürgerlichen Käfig auszubrechen, darüber weiss man wenig. Historische Quellen gibt es kaum.

Die Aargauer Historikerin und Journalistin Corinne Ruffli will dies ändern. In ihrem Buch erzählen elf Frauen, die über siebzig Jahre alt sind, ihre Lebensgeschichten. Der Oral History verpflichtet, lässt Ruffli sie frei erzählen; sie gewichten, selektionieren und bewerten selbst.

Herausgekommen sind aufwühlende, beklemmende, traurige und schöne Geschichten, deren Ehrlichkeit fesselt. Sie dokumentieren, wie die Frauen unter ihrer Homosexualität litten, ohne auch nur den Begriff lesbisch zu kennen. «Als mir bewusst wurde, dass mich Frauen

sexuell anziehen, dachte ich, da ist etwas mit mir physisch nicht in Ordnung. Aus Angst davor ging ich nicht mehr zum Arzt. Ich glaubte, ich sei nicht ganz normal», erzählt etwa Renate Winzert, 84. Mit einer Frau war sie nie zusammen, zu lange hatte sie ihre Gefühle unterdrückt.

Andere Frauen überwinden die Schikane und fanden in ihrer Partnerin die Erfüllung: «Meine Liebe zu Karin machte mich frei, endlich konnte ich die Frau sein, die ich bin», erzählt Eva Schweizer, 74. «Ich hatte mir vorher jegliche Liebesfähigkeit abgesprochen.»

Corinne Ruffli hat mit ihrem Buch ein wertvolles Zeitzeugnis geschaffen, indem sie eine Randgruppe aus dem Verborgenen holt und damit die Schweizer Geschichte um ein Kapitel bereichert. ●

Grenzen der Autonomie in der offenen Gesellschaft

Otfried Höffe: Kritik der Freiheit. Das Grundproblem der Moderne. C. H. Beck, München 2015. 398 Seiten, Fr. 39.90.

Von Manfred Koch

Seit mehr als 30 Jahren ist Otfried Höffe einer der tonangebenden politischen Philosophen im deutschsprachigen Raum. Seine Bücher kreisen um einen Fragenkomplex: Wie ist politische Gerechtigkeit in der modernen Welt möglich? Wie weitgehend ist sie in den demokratischen Rechtsstaaten verwirklicht, wie sehr ist sie durch die Gebrechen der Moderne - Raubbau an der Natur, Auflösung des sozialen Zusammenhalts, Entfesselung unkontrollierbarer Märkte - gefährdet?

Mit «Kritik der Freiheit» legt Höffe nun eine Art Summe seiner Überlegungen vor. Das Buch zielt auf nicht weniger als eine «Neuvermessung der Moderne» im Blick auf ihr gründendes Prinzip, die Freiheit. Das Wort «Kritik» im Titel meint also, wie bei Kant, ein genaues Unterscheiden und Abgrenzen: Welche Freiheitsgewinne können wir seit der Aufklärung verbuchen, welche Verluste haben sich ergeben? Ein ehrgeiziges Unternehmen, zumal Höffe sich nicht hinter fachphilosophisches Vokabular verschanzt, sondern ein breiteres Publikum ansprechen will. Erfreulicherweise schreibt dieser Gelehrte - um es mit seinem Lieblingsphilosophen Kant zu sagen - «in der Sprache der Menschen».

Spezielle Paradoxie

Höffe beginnt mit einer anthropologischen Bestimmung. Die Freiheit ist «ein Konstitutiv des Menschen», dasjenige, das uns «aus dem Kontinuum der Natur heraushebt». Die Moderne lässt sich schlicht als die Epoche charakterisieren, in der die Menschen aufgefordert sind, von dieser Freiheit auch wirklich Gebrauch zu machen. Und zwar jeder Einzelne! Kants Diktum vom «Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit» ist die berühmteste Formulierung dieses Anspruchs, noch energischer klingt er bei Rousseau: «Der Freiheit entsagen heisst seiner Eigenschaft als Mensch, den Menschenrechten, selbst seiner Pflicht entsagen.»

Die Frage, wie die Freiheit jedes Einzelnen mit der Freiheit aller anderen zusammen bestehen kann, ist das Grundproblem der politischen Philosophie. Ihr Ausgangspunkt ist, so Höffe, «eine spezielle Paradoxie: Die Freiheit ist um der Freiheit willen einzuschränken». Nur die Einfügung in eine verbindliche Rechtsordnung ermöglicht

einen sinnvollen, friedlichen Gebrauch der Freiheit. In Kants klassischer Formulierung: «Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann.» Das wahrhaft freie Individuum ist der Bürger eines Rechtsstaats, der die durch Gesetze garantierten Freiheitsräume der anderen respektiert. Er ist, genauer, Bürger einer Demokratie, in der die Gesetze, die ihn einschränken, durch gemeinsame Willensbildung - idealerweise unter seiner Beteiligung und auch mit seiner Zustimmung - zustande gekommen sind.



Immanuel Kant ist das grosse Vorbild von Otfried Höffe. Denkmal des Philosophen an seinem Geburtsort Königsberg (heute Kaliningrad, RUS).

So weit das Modell, das natürlich nicht einfach die dazugehörige Wirklichkeit erzeugt. Thomas Jefferson, der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung mit ihren Menschenrechtsartikeln, liess bekanntlich auf seinen Plantagen Sklaven für sich schuften. Wie steht es also mit der konkreten Gestaltung der Freiheit in der Moderne, wie harmonisiert sie mit der Forderung nach einer gerechten Gesellschaft?

Gegen eine Ökodiktatur

Höffe steht in der Tradition des Liberalismus, für den die Entfaltung der freien und selbstverantwortlichen Person grundsätzlich Vorrang gegenüber den Ansprüchen der Gemeinschaft hat. Allerdings vertritt er einen «aufgeklärten Liberalismus», in dessen Zentrum «der einzelne, aber nicht vereinzelte Mensch» steht. Der Staat ist demnach mehr als ein blosser Ordnungsgarant für das vielfältige Treiben der Individuen. Er muss auch Sozialstaat sein, um Chancengleichheit zu ermöglichen. Es gehört zu seinen Aufgaben, seinen Bürgern die materiellen Mindestvoraussetzungen für eine autonome Lebensgestaltung zur Verfügung zu stellen. Als eingefleischter Liberaler gibt Höffe dieser Überlegung indessen nur wenig Raum; deutlich stärker gewichtet ist die Warnung, das Sozialstaatsprinzip zu überziehen und in jenem paternalistischen Wohlfahrts- und Bevormundungsstaat zu landen, von dem die deutsche Linke träumt.

Wie Höffe die Linien des modernen Freiheitsdenkens nachzeichnet und in eine zeitgemässe politische Ethik überführt, ist durchwegs beeindruckend. Ob man deshalb seiner Beurteilung der modernen Krisenphänomene folgt, sei dahingestellt. Auch hier argumentiert Höffe als Liberaler, der, bei aller Sorge, die riskanten Folgen menschlicher Willkür lieber in Kauf nimmt als eine zu weitgehende Ermächtigung des Gemeinwesens. Zwar plädiert er dafür, der hemmungslosen Naturausbeutung Einhalt zu gebieten, weil damit eine massive Einschränkung der Freiheit künftiger Generationen verbunden sei. Dies dürfe jedoch keinesfalls durch eine «Ökodiktatur» geschehen. Was die wirtschaftliche Freiheit angeht, bejaht Höffe Konkurrenz und Gewinnstreben als Antriebskräfte, hält aber angesichts der Exzesse der Finanzindustrie regulierende Eingriffe für angebracht. Die Vorstellung, der Staat könne die Märkte beherrschen, bleibt für ihn jedoch ein «etatistischer Irrglaube». Unter dem Strich fällt Höffes Bilanz positiv aus: Der Gewinn an Freiheit(en) und Wohlstand überwiegt die bedrohlichen Seiten, die eine lernfähige Menschheit im «offenen Prozess» der Modernisierung noch meistern könne. Hoffen wir es! ●